

## **Der Tod und das Mädchen**

Richard Jilka

Zu den Privilegien des freien Tagelöhners gehört es, nach der Frühstückspause der Handwerker, also spät, auf der Baustelle zu erscheinen. An den Räumen im Erdgeschoß, in denen die Installateure hämmerten, huschte ich vorbei und polterte die Treppe hinauf. Ich war bester Laune, wußte genau, was an diesem Tag wie zu bewältigen war. In einem Kabuff auf dem Treppenabsatz, dem zukünftigen Gäste-WC, werkelte der Fliesenleger, ein freundlicher Kerl, mit dem ich öfters geschwätzt hatte. Im Türrahmen zu seiner Arbeitsecke blieb ich stehen, schaute ihm über die Schulter und begann eines der üblichen Gespräche, die zu nichts anderem dienen, als gute Stimmung zu machen. Er rutschte weiter auf seinen Fliesen herum, schaute nicht auf, erwiderte meine heiteren Redewendungen nur mit einzelnen, matten Worte. Er war schlecht drauf. „Geht's dir nicht gut?“ fragte ich. „Es ist schlechte Stimmung auf dem Bau.“ Was ist schlechte Stimmung auf dem Bau? Etwas verzögert sich vielleicht, ein Fehler wurde gemacht, kostspielig, eine Lieferung ist falsch, schadhaft oder gar nicht eingetroffen, so daß der Zeitplan nicht eingehalten werden kann, einer der Handwerker hat pleite gemacht oder sie haben sich geprügelt, bzw. hetzten einander Juristen auf den Hals? Das Töchterchen unseres Auftraggebers war am Vortag tödlich verunglückt. Unmöglich, durchfuhr es mich, eben noch stand sie neben mir, das war vergangene Woche gewesen. „Nein, Welche?“ rief ich, mit einer leisen bösen Hoffnung. Zwecklos, jene war verunglückt, die mit lieb war. Ihr Schulbus war von der Straße abgekommen, beim Aufprall waren ihr ein oder zwei innere Organe, Leber oder Milz oder was man so hat, geplatzt. Sie war sofort tot. Von den anderen Kindern waren nur einige leicht verletzt worden. Das war es also gewesen, ein Leben von 11 Jahren. – Gestern noch hatte ich die Stukkatur an der Decke ihres Zimmers gestrichen, sorgsam, denn ich dachte mir, und man hat beim Streichen mitunter viel Zeit für unsinnige Gedanken, daß sie in diesem Zimmer ihre ersten erotischen Träume und Spiele haben würde, auf ihrem Bett liegend würden dabei ihre Augen über die Ranken, Blätter, Früchte und Galerien an der Zimmerdecke gleiten, die dann vom Widerschein der roten Wände überhaucht wären. Daraus würde nun nichts werden. An dem Tag, als ihr hiesiges Zimmer fertig wurde, zog sie ganz wo anders hin um.

Unheil war über die Baustelle hereingebrochen. Fröhlich und hoffnungsvoll war vor einigen Wochen begonnen worden, ein neues Heim herzurichten, dann trat seine Majestät der Tod ein, der keinen Widerspruch erlaubt.

– Konnte, ja durfte man hier noch wohnen? Bedeutete der unzeitige Tod nicht einen Fingerzeig, ein unüberhörbares: Nein? Würde der Verlust des Mädchens nicht dauernd in der Erinnerung der Familie mit dem neuen Haus verbunden bleiben und die Heimstatt überschatten? Würde der Vater nun alles abblasen? Vermutlich nicht, hat er doch Frau und zwei weitere Kinder, die untergebracht werden müssen. Der Zeitplan und die Kredite laufen. – Was tun? – Alles stehen und liegen lassen und weggehen! Unruhig ging ich vor dem zukünftigen Gäste-WC auf und ab, darin rutschte der Fliesenleger auf dem Boden herum. Vorerst blieb nichts anderes übrig, als an die begonnene Arbeit zu gehen. Lustlos nahm ich mein Werkzeug auf, arbeitete langsam, die Dinge waren gewichtiger geworden als ehemals, schwerer, bedeutsamer und fremder, sorgsamer wendete ich mich ihnen nun zu, als ob an ihnen etwas gut zu machen wäre. Dadurch wurde meine Arbeit nicht unbedingt besser, nur eben langsamer, sorgsamer. Länger als eine Woche hielt dieses merkwürdige Gefühl von den Dingen an. Beim Tapezieren war mir nicht anders zu muten, als klebte ich Papier an die Wände eines Kartenhauses. – Auch diese Arbeit wurde erledigt und später der traurige Umzug besorgt.

Wenn man wieder einmal vor einer Wand steht und sie mit Papier beklebt oder mit Farbe bestreicht, ist man allein und frei für das Spiel von Bildern und Gedanken. In Tagen und Wochen bis spät in die Nacht, Tagelöhner haben keinen geregelten Feierabend, wurde ich das Mädchen nicht los. Sie haftete am Bau und während der Arbeit kreiste mein Denken um sie. Von ihrer Geburt an kannte ich das Mädchen nicht. Aber ihr Vater, der nicht bloß mein Auftraggeber, sondern ein alter Freund von mir ist – so kommen Tagelöhner an ihre Aufträge, erzählte mir, daß ihre Geburt, im Gegensatz zu der seines Sohnes, vollkommen unproblematisch war. Schon am Abend konnte er seine damalige Frau von der Klinik abholen und das Neugeborene in einer Tragetasche heimnehmen. Dieses fröhliche Bild sah ich nun oft vor mir, auch mein Freund wird es immer wieder gesehen haben, als er am Sarg seiner Tochter stand. Später klagte er über die Tausende von Bildern aus dem Leben des Mädchens, die in ihm aufleuchten, sich in ihm wiederholen, ihn bedrängen. Als das Mädchen fünf oder sechs war, sah ich sie manchmal im Hintergrund eines Familienfests. Sie war ein heiteres Wesen, stillvergnügt ging sie ihren Beschäftigungen nach, wobei ihr lustige Ideen kamen, plötzlich lachte sie auf. Sie lachte gerne, war zu Scherzen und Streichen aufgelegt. Sie war ein blondes, deutsches Mädchen wie aus einem alten Bilderbuch. Und sie versprach hübsch zu werden. Als sie neun Jahre alt war, fiel sie mir deutlich auf. Zum Geburtstag ihres Vaters war sie luftig herausgeputzt, heiter strich sie zwischen den Tischen umher oder trieb ihr Unwesen mit einem dümmlichen Jungen. Nach dem Abendessen saß sie fröhlich und

still neben ihrem Vater, lauschte seinen witzigen Geschichten, die er nach einigen Gläsern Wein erzählte, worüber sie sich so sehr freute, daß sie weinte, als er sie am späten Abend ins Bett schickte. Solche Augenblicke fröhlichen Einvernehmens sollte man nicht abbrechen, dachte ich damals. Als sie gegangen war, fehlte etwas, die Gesellschaft erschien mir dumpfer, langweiliger; das Mädchen hatte Helligkeit ausgestrahlt, deren Glanz nun verschwunden war. Leider bemerkt man es oft erst, wenn solche Menschen weg sind, obwohl sich nichts verändert, fehlt dann etwas, wodurch vorher alles angenehmer war. Als die Bauarbeiten begannen, war das Mädchen auch dabei, aß fleißig Kirschkuchen, kicherte gerne und bemalte die alten Tapeten, umarmte herzlich den Vater, wenn er verspätet kam. Indem ich ihre Eltern begrüßte, begrüßte ich auch sie mit Namen und Handschlag, bevor ich die anderen, erwachsenen Leute begrüßte. Der Schrecken war ihr anzusehen, als Tochter des Hauses von einem der Alten geehrt, also bevorzugt zu werden. Sie würde sich Referenzen gewöhnen müsse, dachte ich damals. Im Unterschied zu ihrem älteren Bruder gab sie ihre Arbeit nicht auf, sondern kratzte von ihrem Teil der Wand die Tapete bis zum letzten Fitzel ab. Da auch ich in diesem Zimmer beschäftigt war, konnte ich ihr manchmal einen Rat geben oder ein Werkzeug reichen, ohne mich ihr aufzudrängen. Sie bekam Vertrauen zu mir, gern hätte ich sie erblühen gesehen.

Was ist der Tod? Was bedeutet das Aufhören des Lebens für dieses Mädchen und bald auch für jeden von uns? Wie gestaltet sich dieser Übergang? Hat sie ihn überhaupt wahrgenommen, oder spürte sie bloß einen derben Schlag, über den sie vielleicht noch kurz erschrak, und dann war einfach Schluß und Nichts? Äußerlich hatte man ihr nichts angesehen. Im Sarg muß sie wie Schneewittchen ausgesehen haben. Gewiß war das Mädchen nun geborgen oder nirgends. Jedenfalls war sie raus aus dem Spiel. Was bleibt ist der Verlust im Leben der Übriggebliebenen.

Schuld an diesem Unheil ist keine zu finden. Nicht einmal Schuld. Ein Schuldiger wäre wenigstens etwas, mit dem man rechten könnte, auf ihn könnte man seine Empörung, seinen Zorn richten, mit Fingern zeigen oder mit Steinen nach ihm werfen. Und wenn man selbst die Schuld trüge, könnte man mit sich hadern und für die Zukunft Besserung geloben. Aber Schulbus fahren sie alle. Bei diesem Unglück gab es weder Fahrlässigkeit noch Übermut. Es geschah einfach so. Vielleicht hatte sich das Mädchen kurz vorher umgesetzt, wie Kinder häufig tun, neben ein anderes Mädchen, um ihm etwas ungeheuer Wichtiges zuzuflüstern und danach gemeinsam darüber zu kichern. Vielleicht hatte sie sich vorher gerade umgedreht, um eine Witzig Bemerkung zu machen, oder vorgebeugt oder ... . Ein anderer Sitzplatz, eine

andere Haltung, und es wäre wahrscheinlich nichts gewesen. Ein Schreck bloß, ein paar Tränen oder ein Armbruch. Danach wäre sie mit einem bemalten Gipsarm wiedererschienen, lachender Mittelpunkt der Sorge, hinter ihr hätte der Vater gestanden, ihr übers Haar gestrichen und unsicher gelächelt, wie es seine Art ist, wenn ein Mißgeschick passiert. Ein gebrochener Arm wäre nur eine Initiation gewesen, eine der Eintrittskarten ins Leben, das nun mal nicht ohne Blessuren abläuft. Der Tod war wie ein willkürliches Verhängnis eingetreten. Die Frage nach der Strafe für eine eigene Schuld drängt sich auf. – Angst hatte ich in den folgenden Tagen, dem Freund auf dem Bau zu begegnen. Haftet an ihm das Unheil, der Tod? Tagelang erschien er nicht, und das war gut. Formalitäten und gerichtliche Gutachten waren abzuwarten. Am Tag des Gedenkgottesdienstes erwartete ich ihn nicht. Hinter mir hörte ich sein „Hallo“, sprang von der Leiter, riß mir die Mütze vom Kopf und schaute ihn schweigend an. Zu sagen hatte ich nichts, ich arbeitete bloß bis in die Nacht. Seine Augen waren gerötet. Und da war sie, die gefürchtete Frage: „Warum?“ Darauf hatte ich nichts zu sagen. Der Freund dankte, als ich versprach, am Abend zum Gottesdienst zu kommen.

„Warum“ ist hier wie auch sonst so häufig die falsche Frage. Das Fragliche jedoch bleibt und verweist, will man nicht im Bodenlosen versinken, ins Grenzenlose. Die Frage nach dem Warum ist letztlich und endlich eine theologische. Tod und Gott gehören zusammen. Mit dem einen kommt unweigerlich auch der andere in den Blick, beide verweisen aufeinander. Tod und Gott sind ineinander verwoben wie zwei Gesichter im selben Abbild. Der schwere Schlag des unzeitigen Todes erscheint in der Ordnung der Sterblichen als willkürlich. Und Willkür ist seit jeher das Privileg der Götter, vielleicht sind ihre Namen nur andere Bezeichnungen für die Willkür. Das Verhängnis muß keine Strafe sein, sondern die Erfahrung lehrt, daß es einem auch einfach so zukommt. Die uralte Geschichte von Hiob, dem Rechtschaffenden und Frommen, der wegen einer Meinungsverschiedenheit zwischen Ihm und jenem anderen, von dem man am besten nicht spricht, schuldlos von Unheil so geschlagen wird, daß er bitter mit seinem Geschick hadern muß, wird unheimlich aktuell. Es wird ernst. Die unter unseren alltäglichen Nöten verborgene Not offenbart sich. Die ursprüngliche Not läßt sich durch Handeln nicht beheben, vor ihr verzweifeln die Tätigen. In solcher Not erscheinen seit dazumal überlieferte Aussprüche, die wir nicht mehr ernst nahmen, unversehens in der Schwere ihrer Bedeutung. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen.“ Dieser Antwort auf die Frage nach einem „Warum“ läßt sich wenig hinzufügen, außer vielleicht: „gelobt sei der Herr.“ Jedoch ist uns für solche Ergänzung meistens das Vertrauen abhandengekommen. Wir, die wir so vieles ordnend im Griff zu haben meinen, wollten nicht wahr haben, daß uns aufgetragen ist: „du sollst den Herren deinen

Gott fürchten.“ Nun fürchten wird wieder. Auch wenn es sich dabei nicht unbedingt um Gottesfurcht handelt, wurde uns das Fürchten wieder gelehrt. Des Mädchens unzeitiger Tode läßt unsere stattlichen Gebäude wieder als das erscheinen, was sie genau genommen immer sind: Kartenhäuser. Eindringlich wurde den Zurückgebliebenen offenbart, auf welchem unsicherem Grunde wir stehen, daß wir letztlich und endlich nichts im Griff und kaum etwas begriffen haben und nur eine Weile auf Abruf hier wohnen. Und wenn einmal ein Gott durch uns hindurch tanzt, bleibt kein Stein auf dem anderen. Ist der Wirbel vorbei und wir nicht mehr verstehen, dann sollten wir uns verneigen. Das Geheimnis brauste durch uns hindurch. Ob Dionysos, Blitz oder Feuersäule, dergleichen geht voran und weist den Weg aus der Wüste; geht es durchs Zelt, bleiben Trümmer. Flüchtig sind wir, wie ein Windhauch, unsere Gestalt ein Nebel, der in der Zeit verdampft. Nicht unser Handeln, sondern unsere Einsicht und unser Einverständnis wächst entscheidend, wenn wir uns wieder als eines Schattens Traum begreifen. Vielleicht gehen wir unter solchem Eindruck in diesem Augenblick, der uns geschenkt ist, weniger fahrlässig mit Menschen und Dingen um, als wir es in unseren gewöhnlichen Tagen eingeübt haben. Die Lehre aus der Furcht ist ein sorgsamer Umgang mit uns, unseren Kindern und unseren Augenblicken. – Aber bedarf es einer Lehre als Trost?

Beim Gedenkgottesdienst war die Kirche voll. Solch ein Unglück erschüttert. Die Schulklassen und Jugendgruppen, die eben noch das Mädchen gekannt haben, kommen ebenso wie die erschrockenen Eltern, an denen es diesmal vorübergegangen ist. Da das Mädchen der Konfession ihrer Mutter angehörte, konnte es nicht an der vollgültigen Tröstung durch die heilige Mutter Kirche teilhaben. Aber auch ohne Abendmahl gab es ein Hochamt mit drei Priestern, zwei Meßdienern, Chor & Orgel und Lichtern. Wider Erwarten war der alte Ritus ergreifend. Der Pfarrer jedoch war ein zeitgemäßer Politiker in der Tracht eines römischen Beamten. Als er die Trauernden sah, mußte er schlucken und gab von der Kanzel öffentlich kund, daß er keine Antwort auf das „Warum“ habe. Wem sonst sollte etwas dazu einfallen? Nach ihm kam der Priester zu Wort, der hinter ihm gesessen und mit zur Seite geneigtem Kopf unverwandt in die Trauergemeinde geschaut hatte. Von Gesicht und Gestalt erinnerte er an einen jener Mönche, die wissen, daß Gott nicht antwortet, und dennoch ihren Dienst Überzeugung versehen. Er ließ einige Zeilen aus der Geschichte über Lazarus, nicht die Stelle, die seine Wiedererweckung beschreibt, das wäre zu heftig gewesen, sondern jene, wo Jesus von seinem Tod erfährt und darüber weint. Nach seiner Lesung erklärt der Priester uns eindringlich, daß die Tränen über den Tod seines Freundes bezeugen, wie sehr Jesus das Leben liebt. Folglich sei es nicht Jesus, und mit ihm sein Vater, gewesen, der das Leben nahm. Aber diesen Gedanken führt der

Priester nicht weiter. Wer soll es sonst gewesen sein, wenn nicht ER, der alles so herrlich regieret? Wenn es nicht der Alte war, den zu fürchten wir vergessen, dann muß der andere seine Finger im Spiel gehabt haben, von dem man nicht mehr spricht, der aber gerade eben mitgedacht wurde, also da ist. Wieso führt der Priester seinen Gedanken nicht aus? Wagt er es nicht, die modernen Gläubigen mit ihrem Glauben zu konfrontieren? Innerhalb der katholischen Lehre wäre das Wirken des anderen plausibel, z.B. um Menschen in Versuchung zu führen und vom Glauben abzubringen wie bei Hiob und wie es im Falle meines wohlhabenden und rechtschaffenden Freundes passend wäre. Aber er erklärt weder diesen Gedanken noch jenen der Furcht, die uns vor Gott aufgetragen ist. Auch die vollkommen freie göttliche Entscheidung, die für Sterblich ein unverständlicher Ratschluß bleiben muß, an dem unsereiner nichts zu mäkeln, sondern den er demütig und dankbar hinzunehmen hat, wird erwähnt. Nicht einmal die Hoffnung auf das Wiedersehen in einer besseren Welt beschwört der Priester, wie es doch eigentlich zu seinem Amt gehört und wie sie in der seinen Ritus begleitenden Lichtsymbolik vor Ort ausgedrückt wurde. Wäre die Geschichte von dem Knaben Henoah nicht schön gewesen, von dem es heißt, daß Gott ihn so sehr liebte, daß er ihn von der Erde hinweg nahm. Weder theologisch begründete Erklärung noch den Trost, den die Lehre, für die sie einstehen, anbietet, wagten die Priester zu spenden, sondern sie teilten solidarisch die Sprachlosigkeit ihrer Gäste. Die Kirche wagt nicht mehr, ihr „Warum“ auf den Ernst der Not auszusprechen. Zu tief sind wir in unsere Nöte verstrickt, an denen wir so sehr hängen, daß wir trotz des allgemeinen Erschreckens über den unzeitigen Tod des Mädchens nicht bereit sind, von einer Alternative zu hören. Wieder verstrich eine Chance. Des Mädchens Tod hat uns bloß einen Schrecken eingejagt. Von heilsamer Furcht, der Flüchtigkeit unseres Hierseins, der Willkür unerforschlicher Ratschlüsse, der Bedeutungslosigkeit der Zeit vor dem Absoluten oder von Demut und Dank gegenüber dem Herrn auch im Unheil würde das aktuelle Publikum nur mit Empörung hören können. Ein lieber Gott soll, wo wir nicht mehr weiter wissen, all unsere Nöte richten. Priester sind klug, deshalb schweigen sie von ihren Wahrheiten. – Des Mädchens Vater aber wurde in seinem Wesen gebrochen, in der kommenden Zeit hielt er sich äußerlich vorbildlich, kam all seinen weltlichen Verpflichtungen nach, aber innerlich brach die Achse, sein zutrauen in das Leben; sollte er der Versuchung erlegen sein, das Hiersein zu verneinen? Von dem es doch heißt, daß es gut ist.

Vor der Wand beim Kleben und Streichen gingen sie mir durch den Kopf, die Schatten mancher Gestalten, die in früheren Tagen um mich waren: Frau Honscheid, Alfons, Moni, die Tante, Mutter und Vater, Frau Weese und ihre Töchter, Tanja und Peter und andere Tote und Lebende aus einer anderen,

bereits verlebten Zeit. Und viele sind bereits dahingegangen. An jedem der vergangenen Gesichter kleben Eindrücke aus meinem eigenen Leben, das mit ihnen dahingegangen ist. Eine schier endlose Kette, jener Garten war längst überbaut, in diese Küche gab es kein Zurück mehr, die eine Kneipe war ebenso wie der nahegelegene Arbeitsplatz verschwunden, so manches Möbelstück verbrannt. Und trotzdem trieb ich für eine Weile weiter in der Zeitlichkeit dahin. Der Tod des Anderen ist immer auch ein stellvertretender Tod. Es ist der vorweggenommene eigene Tod, der Tod der Liebsten, der Freunde, der Umstände in der Zeit. Das verblichene Mädchen steht für alle Mädchen, für die Hoffnung und ihre Zerbrechlichkeit, für die Liebe auch. – Das Mädchen ist uns vorgestorben; wir werden ihm nachsterben. Vielleicht hat sie uns den Weg gebahnt und macht es uns demnächst leichter; wenn ein solch lieblich knospendes Geschöpf mir nichts dir nichts abberufen wird, dürfen wir alten Säcke nicht klagen, wenn wir fällig sind.

Wieder einmal der Tod. Eine unangenehme Angelegenheit. Wiederholt werden wir an dieses Ufer geführt. Zur Übung? Auch das Ableben will gelernt sein. Es gehört zu den Prüfungen, die jeder besteht. Sein Gerücht und seine Annäherung sind schrecklicher als sein Eintritt. Er selbst muß für den, dem er begegnet, ganz leicht sein, ein Nichts. Jedoch bleibt der Verlust für die zurückgebliebenen. Aber das Leben des Mädchens wurde nicht vor der Zeit abgebrochen – was besagen schon unsere Statistiken und vorgeschriebenen Etappen. Ihr Leben war vollendet. Nur für uns schien es zu kurz. Das Mädchen war vollendet und hatte die ihm zugemessene Zeit bis zum letzten Atemzug durchlebt. Kein Leben wird vor der Zeit abgebrochen, sondern ein jedes hat seine Zeit, jedes mal ist es ein Ganzes, das zwar nach Stunden oder Jahren unterschiedlich zu messen, aber nicht zu werten ist. Unsere gemessene Lebenszeit ist ebenso wie alle anderen Zahlenwerke bloß eine abstrakte Konstruktion, mit der wir uns im Chaos der Eindrücke zurechtzufinden versuchen, die aber für das Erlebnis des Hierseins unbedeutend ist. Jedes lebendige Bewußtsein erlebt seine eigene Vergangenheit und Zukunft, sein Hinten und Vorne, Oben und Unten, ist der Mittelpunkt eines rundum geschlossenen Horizontes, in dem alles vorhanden ist, was die Welt eines bewußten Seins ausmacht. Es gibt nicht mehr, als was darin erscheint. Gewiß verändert sich der Horizont samt Inhalt indem wir durch die Zeit gleiten, oder sie über uns hinweg strömt und uns verwandelt, während wir in ihrem Strom treiben. Aber bedeutet die Veränderung eine erstrebenswerte Erweiterung unseres Horizontes, oder ist er nicht vielmehr in jedem Augenblick vollkommen und vollendet? Ist es wünschenswert oder gar erforderlich alle Lebensphasen und Stationen von der Wiege bis zur Bahre durchzumachen und wie vorgeschrieben zu absolvieren? Ob die vermehrte Zeit einen Fortschritt, eine Bereicherung oder gar Reife bringt, bleibt zweifelhaft, oft

scheint das Gegenteil offensichtlich. Viel zu Viele werden in der Zeit gebrochen. Diesem Schicksal ist das Mädchen entkommen. Auch wenn uns kein „Warum“ gegeben ist, sollten wir froh und dankbar sein, daß sie da war. Der Tod aber bleibt ein Nichts und das Leben eine Ausnahme, ein Geschenk auf Widerruf. In der Erinnerung der Zurückgebliebenen bleibt sie jung, schön und leuchtend. – Adieu! Der unzeitige Tod des Mädchens sei uns eine Mahnung, es uns in der verbliebenen Weil wohl sein zu lassen. Und überhaupt ist der Tod nicht das Problem, sondern das Leben, wozu unter anderem auch das Sterben gehört.

Donnerstag, 22. Juli 2004